

Vierundsiebzig

August 2014 sitze ich vor dem Fernseher. Ich sehe Frauen in den Kleidern meiner Großmutter, meiner Tante, meiner Cousinen, sehe Männer wie meinen Großvater, meinen Vater, Onkel, meine Cousins um ihr Leben rennen. Es ist Hochsommer. In den Bergen verdursten Kleinkinder, Alte, Kranke. Shingal ist umzingelt. Die Männer und die älteren Frauen, die es nicht schaffen zu fliehen, töten sie, die jüngeren Frauen und Kinder nehmen sie mit als Kriegsbeute, verkaufen sie weiter auf den Sklavenmärkten für die Kämpfer des IS. Frauen, die meinen Namen tragen, den meiner Schwester, meiner Cousine.

An den August 2014 kann ich mich nicht mehr erinnern. Später schreibe ich, ich sitze vor dem Fernseher. Weil ich weiß, dass ich vor dem Fernseher saß. Ich weiß auch, was ich sah. Aber an das, was ich sah, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Ich schreibe, wie ich auf dem Sofa im Wohnzimmer meiner Eltern sitze, dass ich erst dusche oder esse, wenn mir auffällt, wie lange ich es nicht mehr getan habe.

Jedes Schreiben ist für mich Fiktion. Ob ich über mich schreibe, meinen Vater, meine Großmutter oder eine Figur, der ich einen Namen gebe und eine Geschichte.

2014 habe ich die êzîdische Abgeordnete Vian Dakhil bei ihrer Rede vor dem irakischen Parlament gesehen, wie sie versuchte, das, was in Shingal geschah, in Worte zu fassen, dann mitten in ihrer Rede zusammenbrach und von zwei Parlamentarierinnen aus dem Saal getragen wurde.

Ich habe den Moderator und den zugeschalteten Reporter im kurdischen Fernsehen gesehen, die, anstatt von Shingal zu berichten, zu weinen anfangen.

Die Sprachlosigkeit ist hier offensichtlich. Angesichts der Gräueltaten und ich streiche das Wort Gräueltaten angesichts der Verbrechen und ich streiche das Wort Verbrechen, weil sowohl das Wort Gräueltaten als auch das Wort Verbrechen nicht tragen. Angesichts dessen, was 2014 in Shingal geschah und was die Vereinten Nationen und das Europäische Parlament später Völkermord nannten, versagt die Sprache.

Später schreibe ich: Ich steige aus dem Flugzeug, gehe die Treppe hinunter, heiße Luft schlägt mir entgegen. Ich atme, wie ich als Kind geatmet habe, den ersten Atemzug, lang und tief.

Ich schreibe auch: zuhause, obwohl ich nicht weiß, ob das stimmt.

Passkontrolle. Ich lege meinen deutschen Pass auf den Tisch. Der Beamte lächelt, als er meinen Namen liest. Er spricht ihn aus, wie er in meiner Familie ausgesprochen wird. Ronya mit weichem

R und langem O.

Onkel Xalef wartet auf dem Parkplatz auf mich. Wir umarmen uns.

Wir fahren aus der Stadt, eine vierspurige Straße. Auf der linken Seite Ainkawa mit seinen Kirchtürmen, auf der rechten Erbil mit den Minaretten. Am Palast von Nêçîrvan Barzanî vorbei.

Die Stadt endet. Dann Berge. Wir passieren Checkpoint um Checkpoint. Ich höre auf zu zählen. Am Straßenrand die Fotos der Märtyrer. Ich schreibe: überlebensgroß, und meine riesig.

Irgendwann halten wir an einem Stausee. Wir steigen aus, trinken Tee und rauchen. Wir stehen am Stausee. Jugendliche rasen in Motorbooten über den See. Onkel Xalef macht ein Foto von mir.

Wir sitzen wieder im Auto. Ich denke das, was ich im Flugzeug schon gedacht habe, dass ich nicht nur zuhause bin, sondern, in dem Land, in dem man Ezîden tötete, weil sie Ezîden waren.

Du hast sicher Hunger, sagt Tante Adar. Auf dem Tisch steht Fladenbrot, Fleisch mit Paprika, Tomaten in Soße und Salat. Zum Trinken Dew mit Minze.

Wir essen, Onkel Xalef, Tante Adar, meine Cousinen Lava und Lara und mein Cousin Lorans und ich. Wir reißen das Brot in Stücke, greifen über den Tisch. Ich schreibe: ich habe es vermisst, so zu essen. Ich mache ein Foto von den Wassermelonen und schicke es meinem Vater.

Nach dem Essen Tee, dann Bonbons, dann Kekse, dann Obst. Gesalzene Sonnenblumenkerne.

Arabischer Kaffee. Iss, iss, sagt Tante Adar. Ich bin satt, sage ich und esse weiter. Einmal habe sie Gäste gehabt, sagt sie, ein alter Mann. Er sei beim Essen in Tränen ausgebrochen. Als sie fragte, was los sei, habe er gesagt, es schmecke wie bei seiner Mutter.

Wir fahren in das Camp Ashti, etwa eine halbe Stunde von Sulaymaniyah entfernt, an der iranischen Grenze. Ich schreibe, ich sitze neben Lara und Lava auf der Rückbank. Lara und Lava sind schlecht gelaunt und sehen aus dem Fenster. Lara sagt, sie habe keine Lust, ständig würden sie ins Camp fahren. Wir nähern uns, eine Straße, biegen ab, Schotterweg, inmitten einer weiten flachen, von Bergen umgebenen Landschaft. Unter dem blauen Vormittagshimmel ein Checkpoint. Man kennt uns hier und winkt uns durch. Erst als wir durch das Camp fahren, sehe ich, dass es eigentlich zwei Camps sind, die in der Mitte durch eine breite Straße und Zäune voneinander abgetrennt sind. Auf unserer Seite, das êzîdisch-kurdische Camp und auf der anderen, das arabisch-muslimische.

Wir besuchen Freunde im Camp, trinken Tee und gehen weiter.

In einem der Zelte zwei Jungen, vielleicht sieben oder acht Jahre alt, die so stumm dasitzen, wie ich es bei Kinder in ihrem Alter noch nie gesehen habe. Ihre Mutter, die mir die Fotos ihres verschleppten Vaters, ihrer verschleppten Tochter zeigt und in ein lautes Weinen ausbricht. Meine

Cousine, die neben mir sitzt und das Smartphone ihrer Mutter in die Hand nimmt und sich angestrengt Katzenvideos ansieht. Und ich, die sich die Ärmel der Jacke über das Handgelenk zieht, nachdem ich sehe, dass die Frau und ihre Kinder dasselbe Armband tragen wie ich.

Sieh dir diese Frau an, sagt meine Tante und zeigt auf eine Frau, die in der Ecke des Zeltens sitzt mit weißem Haar, weißem Kopftuch und Kleid. Die Schultern, der Kopf eingesunken. Ich kann ihr Gesicht kaum sehen. Seitdem der IS in ihr Dorf kam, hat diese alte Frau kein einziges Wort mehr gesprochen. Und nicht nur nicht mehr gesprochen, sie war auch nicht mehr ansprechbar.

Die Sprachlosigkeit hat sich in den Körper dieser Frau eingeschrieben. Sie sieht kein einziges Mal auf, nicht als wir das Zelt betreten, nicht als wir sitzen und nicht als wir gehen. In ihrer linken Hand hält sie, und das sehe ich erst, als wir uns verabschieden, einen Kieselstein.

Ein paar Tage später sind wir bei dem Sheikh unserer Familie zu Besuch. Der Sheikh erzählt die Geschichte von einem Jungen, der sieben Jahre alt war, als IS-Kämpfer seinen Vater vor seinen Augen köpften, nachdem dieser sich geweigert hatte, zum Islam überzutreten. Dem siebenjährigen Jungen drücken sie den Kopf seines Vaters in die Hand und sagen, nun da du gesehen hast, was wir mit deinem Vater gemacht haben, willst du zum Islam übertreten.

Der Sheikh macht eine kurze Pause und erzählt dann eine zweite Geschichte.

Nach der zweiten Geschichte erzählt er eine dritte. Nach der dritten Geschichte verstummt er und sagt, vierundzwanzig Stunden können wir hier sitzen und ich könnte euch vierundzwanzig Stunden solche Geschichten erzählen.

Die Parlamentarierin, die bei ihrer Rede zusammengebrochen ist, die Reporter, die angefangen haben zu weinen, die alte Frau, die verstummt war, und der Sheikh, der sagte, er könnte vierundzwanzig Stunden weiter erzählen, ohne zu einem Ende zu kommen, zeigen, dass es keine Sprache gibt für das, was im August 2014 geschah. Selbst das Aneinanderreihen der Fakten, das Zählen der Toten, selbst das Datum 03.08.2014, oder der 74. Ferman, wie wir Eziden den Genozid nennen, bleibt ein Platzhalter für etwas, wofür wir keine Worte haben.

Die Sprachlosigkeit liegt noch unter der Sprache, selbst wenn ein Text da ist. Die Sprachlosigkeit strukturiert den geschriebenen Text, legt seine Grammatik fest, seine Form, seine Worte.

Ich schreibe: Ich bin in einer Landschaft gewesen. In der Landschaft war ein Camp. In dem Camp ein Zelt und in dem Zelt eine alte Frau. Und in der Hand der alten Frau war ein Kieselstein.

Ich schreibe: Ich habe gesehen. Das Ich ist ein Zeuge. Es spricht und doch hat es keine Sprache.

Wir fahren mit dem Auto den Berg hinter der Stadt hinauf. Zwanzig Minuten, dann sind wir oben. Wir stehen auf dem Berg und machen Fotos. Abenddämmerung. Das Licht schwindet, und die Stadt zu unseren Füßen erleuchtet von Straßenlaternen, Leuchtreklamen, Autos.

Auf dem Rückweg halten wir an einem Kiosk am Straßenrand. Was willst du trinken, fragt Onkel Xalef. Wir haben alles, was du willst. Bier, Wein, Whisky, Wodka und Raki!

Das ist nicht Erbil, das ist nicht Duhok oder Bagdad. Das ist Sulaymaniyah. Sulaymaniyah ist frei und sicher, sagt Onkel Xalef. Aus dem ganzen Land kommen Touristen. Aus Bagdad werden sie in Bussen hierhergebracht. Sie fliehen vor der Hitze.

Wir sitzen im Wohnzimmer, rauchen, trinken Dosenbier und essen gesalzene Sonnenblumenkerne. Niemandem sagen wir, dass wir Ezîden sind, sagt Tante Adar. Niemand hier weiß, dass wir Ezîden sind.

Tante Adar zeigt mir auf ihrem Handy Fotos von Leuten, die sie kennt. Sie wischt mit dem Finger von rechts nach links und sagt, sie hat ihr Gehör verloren in der Gefangenschaft. Dann wischt sie wieder, nächstes Bild, aber ich sehe nicht auf das Bild, ich sehe auf ihre Hand, auf ihre Finger, mit der von der Hausarbeit rissigen Haut, mit ihrem Ehering. Sie sagt, sie haben ihren Mann und ihre Söhne vor ihren Augen enthauptet. Und wischt wieder. Nächstes Bild. Ich sehe kurz hin, dann sehe ich weg. Sie sagt, ihm haben sie die Augen ausgestochen und wischt wieder.

Ich schreibe: wenn Tante Adar, Onkel Xalef, Lava, Lara und Lorans 2014 nicht in Sulaymaniyah gelebt hätten, sondern 400 Kilometer weiter in Shingal, und schreibe diesen Satz nicht zu Ende.

Das Haus von Koçere und Sadun ist ein leeres Haus. Reichen dir die Decken, fragt Koçere, als ich mich zum Schlafen neben Lava und Lara lege. Ich würde dir gerne mehr Decken geben, sagt Koçere, aber meine Decken hat der IS. Das Auto, das Koçere und ihrer Familie 2014 das Leben rettete, steht vor dem Haus. Aber der Sohn mit dem Führerschein ist mit seiner Frau auf dem Weg nach Deutschland. Das Kind haben sie hiergelassen. Es ist zu klein, sagt Koçere. Über die Route sagt sie nichts. Sie sagt nur: Deutschland.

Als Koçere und ihre Familie 2014 aus Shingal flohen, bezogen sie eine Baustelle. Es war ein Rohbau, in dem sie wohnten, ohne Fenster und ohne Türen, bis die Familie, also unsere Familie, Sadun und wir, wir sind Verwandte, Geld schickte, und sie in dieses leere Haus ziehen konnten. Sadun sagt, in Duhok sind wir sicher, aber die Leute kaufen nicht bei Ezîden. Die Leute sagen, dass das, was die Ezîden verkaufen, unrein ist.

Als wir schlafen gehen, nimmt Sadun eine Pistole aus dem Schrankkästchen und legt sie neben sein Kopfkissen. Niemand sieht auf, und es ist nicht die erste Waffe, die ich sehe. Ich kann mich an die

Kalashnikov erinnern, mit der mein Onkel Hemo zu Newroz in die Luft schoss. Aber die Art, wie Sadun die Pistole aus dem Schrankkästchen nimmt, als sei sie eine Zahnbürste. Ich sage zu Tante Adar, warum hat Sadun eine Pistole, und Tante Adar lacht, ach Ronya, sagt sie, von hier nach Mossul sind es nur zwanzig Minuten.

Koçere schließt die Türe, sie lässt den Schlüssel im Schloss stecken.

Ich werde nachts wach, einmal, zweimal, weil das Kind zu weinen anfängt. Dann ist es Morgen, wir sitzen draußen und frühstücken.

Nach dem Essen fahren wir auf einen Friedhof und inmitten des Friedhofs gibt es einen Schrein.

Vor dem Schrein treffen wir Sheikh Hassan. Es ist ein alter Friedhof, manche Gräber sind mehrere hundert Jahre alt, sagt Sheikh Hassan. Auf den verwitterten Grabsteinen sind kleine Vögel zu erkennen, Schiffe und andere eingravierte Ornamente. Es ist das erste Mal, dass ich so etwas sehe. Im Dorf meiner Großeltern hielt man sein Ezîdentum versteckt. Nie hätte man es gewagt, einen êzîdischen Tempel zu bauen, von Weitem erkennbar, mit dem typischen kegelförmigen Dach und dem Sonnenemblem auf der Spitze. Auch solche Grabsteine habe ich nie gesehen.

92 êzîdische Stätten soll der IS zerstört haben. Und nicht nur unsere Stätten, sondern auch die Erinnerung daran, dass es sie jemals gegeben hat. Das Video, wie sie mit Pressluft- und Vorschlaghammer durch das Museum in Mossul ziehen, eine Statue nach der anderen vom Sockel stürzen, zertrümmern, was mehr als zweitausend Jahre gehalten hatte, habe ich mir wieder und wieder angesehen. Ich wusste, wann die Musik einsetzt, wann das Bild ins Stocken gerät, wann die Kämpfer mit ihrem Vorschlaghammer ausholen, synchron, und in ihren Bewegungen einfrieren, in Zeitlupe, mit den Hämmern auf die umgestürzte Statue zu ihren Füßen einschlagen, bis das Video wieder in normalem Tempo läuft.

Desto weniger kann ich glauben, was ich jetzt vor mir sehe. Diese Grabsteine zeugen davon, dass wir schon lange hier sind. Dass schon unsere Vorfahren in dieser Landschaft lebten, ihre Felder bestellten, Schafe züchteten und in dieser Erde ihre Toten bestatteten.

Vieles von dem, was ich schreibe, hat keine Ordnung. Sätze, Worte, die abbrechen, im Nichts verlaufen. Ich füge zusammen. Dass etwas mit Großbuchstaben anfängt und mit einem Punkt endet. Dazwischen ein Komma vielleicht, ein Halbsatz, der sich auf das eben Gesagte bezieht. Wieder Großbuchstaben, Subjekt, Verb, Objekt bis zum nächsten Punkt. Absatz für Absatz. Ich habe keine Sprache, in der ich schreibe. Ich habe meine Reise in Dokumentenordnern auf meinem Laptop gespeichert, die Tonaufnahmen auf meinem Handy.

Ich sehe mir eine Dokumentation an. Ein Mann von der Commission for International Justice und

Accountability sagt, der IS sei auf drei Achsen in den Shingal vorgerückt. Zwei Achsen aus dem Süden, eine aus Syrien, aus dem Norden. Hier fangen sie an, die Ezîden zusammenzutreiben, sagt der Mann und zeigt auf eine Karte. Sie trennen die Männer von den Frauen. Es ist das gleiche Muster in jedem besetzten Dorf.

Ich lese „der berühmte IS-Henker Jihadi John“, ich lese „Sexsklavinnen des IS“, „IS-wives“. Ich lese nicht Täter und Täterinnen. Ich lese nicht Überlebende.

Ich sage, ich muss an das Interview denken, dass die kanadische Radiomoderatorin mit Nadia Murad gemacht hat. Ich muss daran denken, wie die Moderatorin Nadia Murad gefragt hat, wie fühlt es sich an, wenn man wie ein Objekt behandelt wird? Wie haben Sie sich gefühlt, als sie Sie so benutzt haben? Wie haben sie Euch verteilt und was haben sie Ihnen angetan? Haben sie Sie geschlagen? Und dann wurden Sie vergewaltigt. Sie haben Sie immer wieder angefasst. Wie haben Sie alles ertragen?

Das, sage ich meiner Mutter, wollen sie hören. Dann brauchen sie nicht mehr ins Kino, sage ich. Mein Vater sagt, wenn der Ochse umfällt, gibt es viele Messer.

Ich sitze bei Tante Adar und Onkel Xalef auf dem Sofa, den Laptop auf meinen Knien, die Kopfhörer in den Ohren. Ich schreibe: Xatê sagt, willkommen bei den Ezîden. Ich schreibe: Xatê empfängt uns in Uniform. Sie hat heute frei. Aber als Generalin darf sie nur in Uniform zu uns sprechen. Ich sitze neben ihren Eltern im Wohnzimmer. Ich schreibe: Es ist ein kahles Wohnzimmer, wie die meisten Wohnzimmer, in denen ich war, ist es ein Wohnzimmer von Flüchtlingen.

Xatê sagt, auch ich bin eine Tochter von Shingal. Ich bin in Shingal geboren, sagt sie. Sie wissen, was passiert ist, am 03.08.2014, als der IS kam. 12 Tagen waren wir in den Bergen eingeschlossen, sagte Xatê.

Ich sitze und schreibe: Xatê sagt, ich habe von einer Frau aus Koço gehört. Sie ist mit ihrem Kind verschleppt worden. Drei Tage und drei Nächte hielt man sie auf dem Flughafen in Tal Afar gefangen. Das Kind war klein, es trank noch Milch, kein Jahr war es alt. Das Kind war hungrig und schrie. Drei Tage lang. Xatê sagt: Das Kind schrie so laut, dass der Amir des IS nicht schlafen konnte. Der Amir sagte zu der Frau, gib mir das Kind, dann hört es auf zu weinen. Die Frau gab ihm das Kind, weil sie dachte, er würde ihm zu essen geben und zu trinken. Der Amir nahm das Kind und ging mit dem Kind in die Küche. In der Küche nahm er ein großes Messer und schnitt dem Kind den Kopf ab. Das Fleisch des Kindes kochte er und setzte es der Mutter vor. Die Mutter begriff nicht sofort, sagt Xatê, erst als sie die Hand des Kindes sah. Sie verlor den Verstand.

Ich sitze auf dem Sofa bei Tante Adar und Onkel Xalef. Ich schreibe, dass es das letzte war, was die Mutter begriff, bevor sie den Verstand verlor.

Ich stoppe die Tonaufnahme.

Während Xatê spricht, fängt sie an zu weinen. Tränen laufen über ihr Gesicht, Xatê spricht weiter. Ich schreibe: Xatê sitzt in Uniform und weint. Und während Xatê in Uniform sitzt und weint, fange auch ich an zu weinen. Und wieder, als ich auf dem Sofa sitze, die Tonaufnahme abspiele und schreibe: Xatê weint.

Xatê sagt: ich war eine Sängerin, wie mein Vater. Sie zeigt uns ein Video, auf Youtube. Hochgeladen am 09.04.2013, sechzehn Monate, bevor der IS nach Shingal kam. Xatê trägt ein rotes Kleid und Schmuck. Sie sitzt mit ihrer Saz und spielt und singt und hinter ihr die Berge von Shingal. Xatê fängt wieder an zu weinen. Ich schreibe: Xatê weint.

Xatê sagt: ich hatte viele CDs, aber die habe ich zurückgelassen.

Xatê sagt: Nachdem wir aus Shingal flohen, habe ich zu meinen Eltern gesagt, ich will keine Saz mehr, ich will eine Rakete.

Xatê zeigt uns ein zweites Video. Xatê mit ihrer Einheit, an der Grenze zu Mossul. Sie knien hinter Sandsäcken und haben ihre Waffen in das weite Land gerichtet. Xatê singt.

Es gibt eine Stelle in der Tonaufnahme, als Faruk zu Xatê sagt, auch ich wäre Ezîdin. Nachdem Faruk das gesagt hat, will Xatê wissen, aus welcher Familie ich sei. Ich sage, mein Vater ist Ezîde aus Hasake, wir sind Murid, Xatltî, vom Xûdan der Mend sage ich. Meine Mutter ist Deutsche, sage ich. Xatê steht auf, geht zur Tür und ruft, bringt uns jemand Tee. Xatê sieht mich an, sonst erzählst du noch in Deutschland, du wärst bei Xatê gewesen und hättest nicht einmal einen Tee bekommen.

Xatê nennt mich Schwester. Xatê sagt, auch du bist eine Schwester.

Habt ihr Hunger, fragt Xatê.

Wir müssen los, sagt Faruk. Ich schalte das Aufnahmegerät aus.

Es ist schon spät, sagt Faruk, und wir müssen heute noch nach Duhok.

Ich stehe auf und küsse die Hände von Xatês Mutter und die Hände von Xatês Vater.

Ich habe mich oft gefragt, warum tun sie uns das an. Wie können sie so etwas tun. Aber es ist keine Frage. Als ich mit Cana durch Kivax lief, habe ich mich das gefragt. An den Ruinen vorbei, die einmal ihr Dorf waren und an dem dreibeinigen Hund, der aus irgendeinem Grund noch immer hier war. Und vor dem alten Schulhaus saß und den Kopf hob, uns ansah, als wir an ihm vorbeiliefen.

Als die türkischen Soldaten immer noch hier waren und das menschenleere Dorf bewachten, damit sich in den Ruinen keine PKK Kämpfer*innen versteckten. Und Cana auf den Hügel hinter dem Dorf zeigte, wo bis vor einem Jahr die heiligen Bäume standen. Kamen sie tagsüber oder kamen sie nachts, die türkischen Soldaten müssen sie gesehen haben. Warum, frage ich Cana, reicht es ihnen nicht, dass hier keine Ezîden mehr sind. Was haben ihnen diese Bäume getan.

Dass es ihnen nicht um das Holz ging, die abgeholzten Stämme lagen immer noch da, neben den Stümpfen. Dass sie also hierher kamen zu einer Tag- oder Nachtzeit und die zu jeder Tag- und Nachtzeit das Dorf bewachenden türkischen Soldaten ihnen dabei zusahen, wie sie die heiligen Bäumen fällten

Ich fragte mich, nachdem wir im Camp gewesen sind, und ich bei Onkel Xalef und Tante Adar zuhause auf der Hollywoodschaukel saß und in meiner Tasche nach den Zigaretten suchte, mein Feuerzeug, und immer noch, als ich es längst gefunden hatte. Als ich in Lalish auf dem Flachdach vor dem Tempel saß, mit Sheikh Hassan, Faruk und den Kindern der Kaniya sipi Schule Sandwiches aß und Faruk sagt, das Mädchen neben dir ist verkauft worden. So und so viel Mal ist sie verkauft worden. Ich habe die Zahl vergessen, und das Mädchen und ich essen unser Sandwich. Der Junge, der dir gegenüber sitzt, sagt Faruk, seinen Vater haben sie vor seinen Augen enthauptet. Seitdem er die Kinder unterrichte, könne er nachts nicht mehr schlafen, sagt der Sheikh. Faruk sagt, was ist das, Kopf abschneiden. Warum machen sie das, Kopf abschneiden.

Meine Mutter sagt, sie sind wirklich brutal. So brutal. Und atmet ein und sagt, dass man mit dieser Brutalität, sagt meine Mutter, mit solch einer Brutalität und sucht nach einem Vergleich, an dem sich diese Brutalität messen kann. Aber, meine Mutter atmet ein und sagt, wirklich.

Sie sind keine Menschen, sagt mein Vater. Jemand, der so etwas tut, ist kein Mensch. Wie kann einer, der so etwas tut, ein Mensch sein. Nein, sagt mein Vater, das ist kein Mensch.

Die Freundin von meiner Mutter, sie ist Christin aus Mossul, - wir besuchen sie in Erbil, sagt, sie kenne eine Ärztin, eine Sunnitin, die im Mossuler Krankenhaus arbeitete. Dass sie der Ärztin ein êzîdisches Mädchen brachten, sagt die Freundin meiner Mutter, neun Jahre alt, das sie wieder und wieder vergewaltigt haben, dass es so zugerichtet war. Und die Ärztin, als sie das Mädchen sah, sagte, wie könnt ihr so etwas tun. Und dass sie die Ärztin auf ihre Frage hin, die keine Frage war, enthaupteten.

Sie denken, sie kommen ins Paradies, sagt meine Mutter.

Im März 2019, nachdem der IS militärisch besiegt ist, steigen die Selbstmordversuche in den Camps. Meiner Mutter sage ich am Telefon, wir sind tot. Sie haben uns vernichtet.

Ich bin in der Mensa. Ich nehme den schnellen Teller. Ich setzte mich an einen Tisch. Ich esse und

bin alleine. Ich will noch in die Bibliothek gehen nach dem Mittagessen. Auf meinem Handy lese ich die Nachrichten. Eine Spezialeinheit der britischen Armee, hat die Köpfe von 50 Ezîdinnen gefunden. Die Köpfe haben sie in Mülltonnen gefunden. Ich stehe auf, bringe mein Tablett zu der Geschirrrückgabe. Auf dem Weg in die Bibliothek rufe ich meine Mutter an, es macht keinen Sinn, sage ich. Warum, sage ich, sie sind besiegt und das letzte, was sie tun, als längst feststeht, sie können nicht mehr gewinnen, als sie längst besiegt sind, ist, Ezîdinnen zu köpfen. Bis zu ihrem Ende haben sie nicht aufgehört, uns zu vernichten.

Die Ezîden sind vernichtet, sage ich.

Meine Mutter sagt, das kannst du nicht sagen. So etwas kannst du nicht sagen. Du kannst das nicht so sagen.

Wir sind die, die noch da sind, sage ich. Als sie nach Shingal kamen, um uns zu vernichten, sage ich, waren wir in Europa. Als sie kamen, um meinen Urgroßvater zu ermorden, war ich noch nicht geboren. Aber meine Großmutter war schon geboren. Wäre meine Großmutter noch nicht geboren worden, sage ich, wäre ich nicht hier.

Sie kamen nach Shingal, um alle Ezîden zu vernichten. Wir waren in Europa, als sie nach Shingal kamen. Wir sind die, die sie nicht getötet haben. Wir leben nicht. Wir sind nur nicht getötet worden, sage ich. Das ist der Unterschied, sage ich. Die anderen sind da, weil sie da sind, sie sind am Leben, aber nicht, weil sie nicht getötet wurden.

Unsere Verwandten aus Shingal sind am Leben, weil sie ein Auto hatten, sage ich.

Aber zwischen am Leben sein und leben ist ein Unterschied.

Die Frage nach dem Warum ist keine Frage. Sie ist ausformulierte Sprachlosigkeit. Ich kann sie nicht beantworten. Wenn ich sie beantworten könnte, müsste ich entweder der IS sein oder ich wäre der IS oder ich spräche wie der IS oder aus mir spräche der IS.

Weil wir Ungläubige sind, Kafir, wäre die Antwort. Aber weil das darauf keine Antwort ist. Und die Frage nach dem Warum keine Frage.

Ich muss daran denken, wie meine Großmutter bis zu ihrem Tod gefragt hat, warum haben sie meinen Vater ermordet. Was hat er denn getan, dass sie ihn ermordeten.

Und ich, wenn sie das fragte, bis zu ihrem Tod gedacht habe, nichts. Er hat nichts getan. Es gibt dafür keinen Grund. Und weil die Frage meiner Großmutter keine Frage war, habe ich nichts gesagt.

Mit Faruk fahren wir auf einen Hügel hinter Xhanke. Vom Hügel aus kann man auf den Mossul-Damm sehen. Und der Mossul-Damm liegt da, wie schön sage ich, in der Abenddämmerung.

Blaues Wasser, auf der anderen Seite Lichter. Dort war der IS, sagt Faruk. Der Mossul-Damm die Grenze.

Wir parken hinter einem êzîdischen Schrein, weißer Stein und Sonnenemblem auf der Spitze. Wie schön, sage ich. Ich mache ein Foto. Dass sie 2014 rüber geschossen haben. Und nur der Mossul-Damm zwischen dem êzîdischen Dorf und dem IS. So schmal, das man hinüber sehen kann.

Faruk geht auf eine Mauer zu. Über die Mauer ragen die Äste eines Olivenbaums. Faruk nimmt den Stacheldraht beiseite, der hier eine Tür ist. Wegen der Tiere, sagt er, die Gräber meiner Onkel. Er schaltet die Handytaschenlampe ein und leuchtet auf die Grabsteine.

Es ist nicht das erste Mal, dass mir Faruk Gräber zeigt. Und Faruk ist nicht der einzige. Irgendwann haben wir hier mehr Tote als Lebende. Und irgendwann ist fast schon jetzt.

Der Garten meiner Großeltern in Tel Khatoun ist abgebrannt. Auch die Bäume, die mein Vater gepflanzt hat. Das, was einmal ein Zuhause war, ist heute ein Schützengraben. Jemand hat meiner Tante Fotos geschickt und ein Video: jemand geht durch unseren Garten. Von Zaun zu Zaun, das Bild wackelt, es rauscht. Meine Mutter zeigt es mir auf ihrem Handy und sagt, das waren die Bäume, die dein Vater vor vierzig Jahren gepflanzt hat. Mein Vater sagt, wie viele Jahre hat es gedauert, bis diese Bäume so groß geworden sind.

Jemand hat uns auch ein Video geschickt von dem Hügel, auf dem sie meine Großmutter begraben haben. Dass niemand von der Familie dabei sein konnte, dass nicht wir sie begraben konnten. Und mein Cousin mit dem Sarg, in dem meine Großmutter lag, in die Türkei fuhr, bis zur syrischen Grenze, wo Leute die Tote entgegennahmen, mit etwas Geld, damit meine Großmutter auf dem Hügel neben meinem Großvater begraben werden konnte.

Als ich an den Gräbern von Faruks Onkel stehe, und er mit der Taschenlampe die Grabsteine beleuchtet, frage ich mich, ob auch ich einmal so an dem Grab meiner Großeltern stehen würde. Und wie Faruk jetzt ihre Grabsteine küsse.

Ich muss daran denken, wie ich als Kind hinter dem Gartenzaun im Dorf meiner Großeltern gestanden und den LKWs nachgesehen habe, die an der türkischen Grenze entlang in den Irak fahren oder aus dem Irak kamen. Dass sie auf Straßen fahren, auf denen ich auch gefahren bin, in Städten waren, in denen ich auch war. Kobanê, Raqqa, Palmyra.

Das ist alles, denke ich. Die Straße mit den LKWs entlang, einmal abbiegen, Richtung Bajid, über den Tigris, der hier ein dünner Arm ist und nicht so breit wie der Mossul Damm. Und auch auf der anderen Seite der Grenze. Ich kann mich an Ausflüge erinnern, mit der Familie, wie schon mein Vater als Schüler Ausflüge an den Tigris gemacht hatte. Wie wir, meine Geschwister, meine Cousins, meine Cousine und ich am Ufer spielten, in einem Restaurant Kebab aßen. Es gibt Fotos

davon, die mein Onkel von uns machte.

Es hätte so schnell gehen können, denke ich, als ich in Derabûn stehe und auf die Straße sehe. Zwölf Kilometer. Wie viel sind zwölf Kilometer. Fünfzehn Minuten vielleicht. Wir saßen beim Frühstück wie jetzt im Haus von Faruks Cousine, tranken Tee, in einem Haus wie diesem, nur zwölf Kilometer weiter, 2014.

September 2018 fliege ich nach Izmir und weiter in den Osten. Ich schreibe: ich will das Dorf besuchen, in dem meine Großmutter aufgewachsen ist, aus dem unsere Familie vertrieben wurde, als sie noch ein Kind war. Sie haben uns umzingelt, sagt mein Vater, sie wollten uns töten. Unsere Familie floh über Nacht, ließ alles zurück, erst in den Shingal, dann nach Syrien. Ich schreibe: vier Mal musste meine Großmutter fliehen. Das letzte Mal 2014 und jedes Mal, weil sie Ezîdin war. Ich schreibe: wer ein Mal geflüchtet ist, bleibt geflüchtet.

Meine Großmutter sitzt im Haus meiner Eltern. Wenn wir ihr etwas zu essen geben, sagt sie, ihr wollt mich vergiften. Wenn sie die Treppe hinauf steigt, sagt sie, passt auf, sie haben uns eine Falle gestellt. Sie sagt, wir sind umzingelt.

Ich rufe meinen Vater an und sage, ich fahre nach Bazîvan.

Ich sage, ich kann es nicht auf Google Maps finden.

Mein Vater sagt, ich schreibe dir, wenn ich den türkischen Namen herausgefunden habe.

Meine Mutter ruft mich an und sagt, mein Vater habe gesagt, Cîndî sei vor ein paar Jahren dort gewesen. Er habe gesagt, im Dorf wohnen jetzt Muslime. Wenn du sagst, dass du Ezîdin bist, bringen sie dich um.

Meine Mutter sagt, du darfst niemanden sagen, dass du Ezîdin bist.

Mein Vater schreibt, ich habe rausgefunden wie das Dorf heißt.

Meine Mutter sagt, Onkel Hemo hat mir eine Telefonnummer gegeben, von einem Hadschi.

Mein Vater sagt, der Hadschi ist Sunnit, aber unsere Vorfahren kennen sich.

Ich bin in Diyarbakir, als mein Vater anruft und sagt, der Hadschi weiß Bescheid. Er hat gesagt, du musst keine Angst haben.